

Helmut Rehme

Bilder aus Zeit und Raum

Wir leben in einer aufregenden Zeit. Gerade ging das Jahr 2005 zu Ende. Es brachte ein intensives Nachdenken mit sich in Sachen „Brücke“, einer Künstlervereinigung, die 1905 in Dresden gegründet wurde, acht Jahre durchstand, sich dann nach heftigen Kabalen auflöste – und heute als ein stiftendes, folgenreiches Ereignis gesehen wird. Die Namen der Beteiligten: Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff.

Das Jahr 2005 brachte zum anderen ein intensives Nachdenken mit sich in Sachen Physik, denn ebenfalls 1905 gab Albert Einstein jene kleine, nur dreißig Seiten umfassende Schrift heraus, in der die Zusammenhänge, die „Relationen“, letztlich die Dimensionen von Zeit und Raum neu gesehen, neu gedacht wurden. Mit einem Wort: Was durch Jahrhunderte als gesichertes Weltbild galt, wurde abgelöst durch ein ganz anders strukturiertes Verständnis dessen, „was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Und in der Kunst: Was durch Jahrhunderte als verabredetes System der bildnerischer Darstellung verbindlich war, wurde „von einer neuen Generation der Schaffenden“ hinweggefegt. Sie „verschaffte sich Arm- und Lebensfreiheit gegenüber den wohlangesessenen älteren Kräften .. gab unmittelbar und unverfälscht wieder, was zum Schaffen drängt.“

Die damals errungenen Freiheiten legen seither Künstlerinnen und Künstlern neue Möglichkeiten in die Hand. Eben jenes größere, freiere und ganz andere Weltbild, das seine Unbeschreibbarkeit unter der Bezeichnung „Relativitätstheorie“ verbirgt, trieb sie zu bis dahin nicht gesehenen Ausdrucksformen. In dieser schöpferischen Überlieferung bewegen sich Werke von Pablo Picasso, Max Weber, Wassily Kandinsky, Willi Baumeister. Es müssten noch einige mehr genannt werden.

Im Ringen um eine Begegnung von physikalischem Wissen und bildnerischer Verdichtung spielt auch auf weiter Bühne das, was im Werk von Helmut Rehme vor Augen tritt. Es geht um „Erkundung des Raumes“ und es geht um „Erkundung der Zeit“.

Begrenzter Raum – unbegrenzter Raum

Lange hat die Malerei Raum gesehen als jene Sphäre, in der Gott wohnte, unbetretbar, verborgen hinter goldenem Grund. Landschaft im Hintergrund gab es allenfalls als Beiwerk. Erst im 14. Jahrhundert erwachte ein Interesse am Raum. Ganz allmählich entwickelte er sich als ein eigenes Aufgabenfeld neben der Figur. Konrad Witz, Albrecht Altdorfer, Adam Elsheimer, die Niederländer Jan van Goyen, Peter Paul Rubens und Rembrandt, schließlich die Romantiker Caspar David Friedrich, dann Impressionismus schufen jenes Vokabular, in der die Welt – wie man glaubte – wiedergegeben sei. Raum wurde wahrgenommen in der Landschaftsmalerei. Hier liegt das Thema, mit dem sich Helmut Rehme ein langes Malerleben hindurch beschäftigt hat. In der Landschaftsmalerei vergewissert sich der Mensch: „Wie ist meine Welt beschaffen?“ Hier ortet er sich ein: „Wo stehe ich? Wo komme ich vor?“ Der Mensch steckt ab. Er wählt einen Bezugspunkt.: „Mein Haus. Mein Ich.“ Er zieht Linien nach allen Seiten – bis zum Horizont. Man nennt das Perspektive. Das Wort passt, denn es bedeutet: „Da blickt einer durch.“ In einem Geflecht von Linien ordnet er die Welt zu seiner Welt. Alle Linien haben ihren Ausgangspunkt in ihm. Er bezieht sie auf sich, steht im Mittelpunkt. Alles fluchtet von ihm aus und auf ihn zurück. Sein Bild der Welt: Menschzentriert, anthropozentrisch. Ein solches Weltbild, ichbezogen bis zum Horizont, ist klein. Aber es hat einen ungeheueren Vorteil: Es ist überschaubar, es behauptet, macht sicher, selbstsicher, schützt, behütet und behütet. Vielleicht sind Landschaften deshalb so beliebt. Nur – daran hat sich viel geändert seit 1905. Die Welt ist nicht auf den Menschen zentriert,

anthropozentrisch. Die vom Menschen entworfene Perspektive – sein „Durchblick“ – mag hilfreich sein. Richtig ist sie nicht. Er steht nicht im Mittelpunkt, und die Ordnung der Dinge kennt ihn nicht als Ausgangspunkt aller Linien. Raum ist anders konstruiert. In der Folge leben wir seit 1905 höchst ungeortet, ungeborgen, nicht zentriert. Wir sind nicht Geschöpfe einer festen, stabilen Harmonie. Wir sind Geschöpfe in einem unbegrenzten, nicht zentrierten Raum; nicht wir, nicht unsere Erde (geozentrisch), nicht unsere Sonne (heliozentrisch) bilden den Mittelpunkt der Welt. Vielmehr sind wir Wanderer am Rande des Universums – und das sieht Helmut Rehme. Landschaftsmalerei in einem auf den Menschen bezogenen System – das ist lange vorbei. Gestalteter Raum heute ruft nach anderer künstlerischer Sprache, nach anderer bildnerischer Organisation.

An dieser Stelle erbringt Helmut Rehme einen bedeutenden Beitrag. Seine Gemälde führen in jene Räume, die wir nicht kennen; die wir nicht auf uns beziehen, die wir nicht mit einem von uns festgelegten Maß beschreiben und bestimmen, die wir uns nicht aneignen können. Die zu fassenden Dimensionen übersteigen unsere Vorstellung. Helmut Rehme gehört zu den wenigen, die konsequent Gegenwart bearbeiten. Er wagt sich vor in unbetretenes Gelände, angefüllt mit Ungewissheit, Chaos, Ortlosigkeit – manchmal auch Angst. Aber er kann mit diesen Herausforderungen umgehen. Können wir das auch? Wo sind sie geblieben, die guten, die bergenden Ordnungssysteme mit ihren auf uns bezogenen Daten: Oben – unten, rechts – links, vorn – hinten? Es gibt sie nicht mehr. Sie waren willkürliche Setzungen. Sie tragen nichts mehr aus. Denn der Raum, in dem wir leben, ist unendlich. Helmut Rehme äußerte: „Eine Weltformel besitze ich nicht. Aber der Künstler darf nicht aufgeben, sich um ein ahnendes Wissen zu bemühen. Er muss mutig sein und die Annäherung suchen.“ So sind diese Werke gemeint: Ahnende Annäherung. Mehr kann man nicht verlangen. Lösungen? Das wäre zu einfach. Aber ein Vorweggehen, ein erstes Betreten, das sollte ein Maler schon leisten (wollen). Denn MalerInnen nehmen in der Gesellschaft eine besondere Rolle ein. Sie werden herausgenommen aus unmittelbaren, kurzfristigen Arbeitsvorgängen. Sie müssen nicht den Acker umpflügen, die Maschine bedienen, ein Haus mauern. Sie gestalten. Sie wiederholen nicht; sie machen neu. Wassily Kandinsky sagte: „Wir gestalten das Geistige in der Kunst.“ Willi Baumeister schrieb vom „Unbekannten in der Kunst.“ Die meisten Menschen verrichten ihre Arbeit im Bereich dessen, was sie kennen. Schöpferische Menschen arbeiten am risikoreichen Rand, arbeiten an dem, das wir nicht kennen, machen es in kleinen Schritten vertraut. Eine notwendige Arbeit, nicht höher zu bewerten, aber anders. Solch mutiges Tun führt dazu, dass wir nicht stehen bleiben, sondern uns selbst auf den nächsten Schritt einrichten. Um dieser Aufgabe willen sind Künstler notwendig. Kunst erläutert nicht, verziert nicht das Vorhandene. Sie streckt sich aus nach dem Kommenden, ist schöpferisch und darin unentbehrlich.

Dynamik der Zeit

Im März 1905 – das war angesprochen – erschien eine nur dreißig Seiten umfassende Publikation mit dem Titel: „Zur Elektrodynamik bewegter Körper“. Ihr Autor, 26 Jahre alt, hieß Albert Einstein, Ingenieur am „Eidgenössischen Patentamt für geistiges Eigentum“ – so die amtliche Bezeichnung seiner Dienststelle – in Bern. Was auf wenigen Seiten vorgetragen wurde, war eine neue Sicht von Raum und Zeit. Sie löste die bisherigen Systeme ab. Ein damals schon bekannter Physiker, Max Planck, sprach davon: „Diese neue Lehre stellt an die Einbildungskraft allerhöchste Anforderungen.“ Auffällig: Hier ist von „Einbildungskraft“ die Rede. Also auch von „Bild“. Hier spricht ein Physiker und das, was er zu sagen hat, bewegt sich in bildnerischen Entwürfen. Was Einstein und Planck andeuteten, ist auch nach gut einhundert Jahren immer noch so unerhört, dass es die Phantasie und das Vorstellungsvermögen des schöpferischen Menschen herausfordert. Wir müssen uns ein Bild machen von etwas, das sich in jedem Augenblick verändert, das niemals an einem Ort

verweilt. Wir leben in einer Welt, in der sich alles bewegt. Es ist eine dynamische Welt. Sie wird verständlich nicht in den drei festen, statischen Größen des Raumes: Länge, Höhe, Breite, sondern in der dynamischen Dimension der Zeit. Der Erkundung des dreidimensionalen Raumes folgt die Erkundung der Zeit als vierter Dimension. Seit 1905 leben wir in einem System – wenn man das Wort hier überhaupt benutzen kann – von unbestimmten Bezugsgrößen. Es gibt keine festen Punkte, keine unverrückbaren Koordinaten. Weniger das „Wo“ bestimmt unser Weltbild als das Wann“. Die 4. Dimension ist unsere neue Heimat. Die Zeit ist unser Zuhause. Der Mensch lebt im Wechsel der Stunden. Er ist unterwegs.

Das kann für die Bildwelten des Malers Helmut Rehme nicht ohne Folgen sein. Die Antwort: Das Miteinander, das Gefüge der Bildelemente verbindet sich zu einem Geschehen, agiert im Nacheinander, beschreibt einen Ablauf. Mehrere Dinge ereignen sich, mehrere Dimensionen durchdringen sich. Damit verdichtet sich das Wissen: Niemand kann die Zeit anhalten. Sie fließt. Sie kennt keinen Stillstand. Sie stiftet Ruhelosigkeit, Ungewissheit, Ängste. Helmut Rehme sagt trotzdem „Ja“. Er zieht sich nicht zurück in die statischen Sicherheiten des dreidimensionalen Raumes: Hier ein Baum, hier ein Haus, ein Berg. Er weiß: Jedem Gegenstand wohnt Bewegung inne. Jeder Gegenstand besitzt außer seiner Masse etwas, das Bewegung nachweist: Dieses Element nennen wir Energie. Das bedeutet: Bilder sind keine Zustandsschilderungen. Sondern: Sie komprimieren Abläufe, Abfolgen von Ereignissen in der Zeit. Bilder sind verdichtete Energie.

Wie soll ein Maler das malen ? So, wie Helmut Rehme es tut. Er verlässt alle statischen Elemente des Bildaufbaus und bringt das Gemälde in einen Zustand des Schwebens, der ungewissen Zuweisung des Ortes. In diesem Zustand versammelt sich Energie in Linie und Farbe: Die neue Wirklichkeit des Bildgeschehens in der Zeit. Malerei tritt auf im Gewande der Musik als gestaltete Zeit. Nicht zu Unrecht sprechen wir von Klang-Farbe, von Melodie-Linie, von Ton-Folge.

Zusammenfassung: Die Gemälde von Helmut Rehme sind „neue Landschaft“. Und sie sind „verdichtete Zeit“. Das klingt schwierig. Ist es auch. Doch Zugang wird möglich, weil eben jener Raum angesprochen wird, in dem wir leben. Das ist heute nicht mehr die gute, alte Erde mit ihren festgelegten, uns bekannten, uns sichernden Dimensionen. Wir leben im Weltbild einer Physik mit sehr großen, uns unbekannt Dimensionen. Das macht die Sache nicht gerade leichter. Sich zurechtfinden im Unbekannten ! Dazu bedarf es mutiger Vorangeher. Asger Jorn äußerte: „Ästhetiker [als Künstler, als schöpferischer Mensch tätig] zu sein, bedeutet, ein chronischer Neubauer zu sein.“ Ein solcher ist Helmut Rehme. Er entwirft Welten, die vor uns liegen – zeitlich gedacht. Welten, in denen wir wohnen werden – eines Tages. Aber wir werden dort nur wohnen, wenn wir irgendwann ausziehen aus den bisherigen vertrauten Räumen.

Gerd Presler

Helmut Rehme

Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung „Innenlicht. Die seraphischen Bilder“
am 16. Juni 2007, 19 Uhr, Karlsruhe, Galerie 10, gehalten von Prof. Dr. Dr.
Gerd Presler

„Seraphische Bilder“, meine Damen und Herren.

Da muss man erst einmal ins Lexikon schauen: Seraphisch bedeutet engelgleich, erhaben. Mancher hat die hebräischen: Worte Seraphim und Cherubim schon gehört. Es geht um Boten, um Zwischenwesen, die – so die Vorstellung des alttestamentlichen Menschen – vor langer Zeit die Distanz zwischen Gott und dem Menschen überbrücken.

Das Gottesbild des alttestamentlichen Menschen war geprägt von der kabod, der Würde, der Unnahbarkeit Gottes.

Gott verkehrte nicht direkt mit den Menschen. Das taten die Engel, die Seraphen.

In neutestamentlicher Zeit hat sich dieses Gottesbild stark verändert.

Gott rückt näher heran an den Menschen.

Jesus aus Nazareth sprach von Gott als Vater.

Die Ferne hatte sich in Nähe verwandelt.

Der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer sprach im 20. Jahrhundert sogar vom mitleidenden Gott, der bei den Menschen wohnt, der alle Schritte mitgeht, auch die schwersten. Er sprach davon, dass der Mensch Gott braucht – aber auch davon, dass Gott den Mensch braucht. Gott braucht gute Mitarbeiter. Er ernennt den Menschen zum Mandatar, zum Mandatsträger.

Wofür braucht Gott Menschen ? Damit sie seine Arbeit tun, damit sie mit ihm, für ihn arbeiten – wie Jesus es tat, als er Kranken aufhalf, Arme speiste, Einsame besuchte, die Mächtigen zurechtwies. In Jesu Nachfolge sind Menschen aufgefordert, dasselbe zu tun.

Gottes Engel brauchen keine Flügel. Es reicht, wenn sie schnelle Füße, kräftige Hände, kluge Köpfe und offene Herzen haben.

„Dich schickt der Himmel“, das haben Sie vielleicht schon selbst einmal gesagt. Auf der Autobahn ist ihr Auto liegen geblieben. Dann kommt ein Helfer, wechselt den Reifen, hat das rettende Ersatzteil dabei, schleppt Sie zur nächsten Werkstatt: Ein gelber Engel.

Der Mensch, der einem anderen beisteht, übernimmt das Amt des Engels. Sie heißen nicht mehr Cherubim und Seraphim. Seit 2000 Jahren, seit der Zeit Jesu tragen Engel menschliche Namen. Es sind die Namen derer, die ins Krankenhaus kommen, die uns begleiten bei einer Prüfung, die unsere Hand halten, wenn wir zittern, die da sind, wenn wir uns freuen, wenn wir allein sind. Das alles weiß Helmut Rehme, hat es selbst erlebt.

Nun steht er im 83. Lebensjahr und hat die Kraft, das Können und die überlegene Ruhe, Erfahrungen mit den nahen, den irdischen Engeln in Bildern zu gestalten.

Helmut Rehme weiß, wovon er malt.

Die Sprache der Engel, das umfasst die stille Geste, sie kennt das gute Wort. Die Sprache der Engel äußert sich in einem guten Bild.

Aber es ist schwer, solche Erfahrungen ins Optische zu überführen.

Sie treffen, meine Damen und Herren, in Helmut Rehmes neuen seraphischen Gemälden auf vertraute Zeichen. Und Sie treffen auf Hinweise, die seine, seine ihm ganz eigene Sprache ausmachen. Diejenigen unter Ihnen, die den Weg dieses Künstlers verfolgt haben, wissen um sein Bemühen, mit Bildern zu orientieren. Helmut Rehmes Kunst erläutert nicht, verziert nicht das Vorhandene, windet keine ästhetischen Girlanden. Seine Kunst ist weit. Sie durchquert Zeiten und Räume. Sie streckt sich aus nach dem Kommenden. Gemälde wie „Innenlicht“, „Der Komet“, „Die Nacht“ enthalten eine große räumliche und zeitliche Dimension.

Hier versammelt sich Herkunft, verdichtet sich Gegenwart, um weiter zu fragen nach dem Zukünftigen. Dreiteilige Zeit.

Helmut Rehme kann Kommendes malen.

Er entwirft Welten, die vor uns liegen, Welten, in denen wir wohnen werden – eines Tages. Aber wir werden dort nur wohnen, wenn wir irgendwann ausziehen aus den bisherigen Räumen: Wir müssen ausziehen aus den ewiggleichen Konflikten und ihren ewiggleichen unintelligenten Lösungen.

Das hat nichts zu tun mit Moral. Das ist Perspektive.

Helmut Rehme gestaltet aus einem tiefen inneren Vertrauen heraus. Er wehrt sich dagegen, religiös verstanden zu werden. Zu Recht. Ihm geht es um die Evolution des Humanen. „Engel sind für mich Sinnbilder dieser Evolution, der Evolution des Humanen.“

Und nun, meine Damen und Herren, wird es sehr interessant.

Helmut Rehme legt die Evolution, die Entwicklung des Humanen in die Hände der Engel – und Sie wissen: Engel, das sind jene Menschen, die im „Dasein für andere“ das Menschliche voranbringen.

Doch: Alle Engel in den Gemälden, die Sie umgeben, sind weiblich.

Meine Damen und Herren, das ist schon eine Provokation.

Richtig ist: Im Erreichen des Humanum müssen Frau und Mann zusammenwirken. Der Künstler spricht das nicht an. Er sieht etwas anderes: Vielleicht läuft die Entwicklung des Humanen über die Frau.

Meine Damen und Herren, ich kenne den Künstler schon sehr lange.

Was ihn umgibt: Ein feines Netz von Nachdenklichkeit. Kein Verzagen, vielmehr eine ansteckende Zuversicht, dass diese Erde und der zu ihr gehörende Mensch einem humanen Zustand entgegenstrebt.

Das ist bewundernswert. Das ist auch mutig.

Mutiges Tun einiger führt dazu, dass wir alle nicht stehen bleiben.

Um dieser Aufgabe willen sind schöpferische Menschen unentbehrlich, ihre Arbeit notwendig. Helmut Rehme ist ein stiller, zugleich ein mutiger Mann.

